



Gratisbeilage zur „Heisenheimer Zeitung“.

Verschollen.

Roman v. Arthur Zapp.
(Fortf.) (Nachdruck verboten.)

„Wann war das, als Sie ihn baten, nicht zu reiten?“ fragte Günther.

„Als mein Bruder das Tor öffnete, trat ich an ihn heran und bat ihn, zu bleiben.“

„Und was erwiderte er?“ warf Flora ein.

„Er schüttelte heftig mit dem Kopfe und sagte: Ich danke Ihnen, Mademoiselle Louise, aber ich muß, ich kann nicht anders, und wenn es mein Leben kostet.“

Die Geschwister sahen sich betroffen und fragend an.

„Was haben Sie sich dabei gedacht, Mademoiselle?“ forschte Günther.

Sie zuckte mit den Schultern, blickte auf, sah aber gleich wieder verlegen in ihren Schoß. In ihren Mienen arbeitete eine verhaltene Erregung; ihre Finger zupften nervös an den Bändern ihrer Schürze und ihre Augenlider flirrten unruhig.

Mit Interesse beobachteten die Geschwister die offenbar mit sich kämpfende.

„Etwas Militärisches ist es gewiß nicht gewesen?“ suchte Günther sie zum Sprechen zu bewegen.

Sie bewegte lebhaft verneinend den Kopf.

„Ach nein! Sonst würde er ja nicht seine



Zur Vernichtung des italienischen Luftschiffes „Citta di Ferrara“.

Nach einer Zeichnung von Josef Gaber.

Bei der Rückkehr von Triume wurde das italienische Luftschiff, das Bomben geworfen hatte, von dem österreichischen Marinesflugzeug „V 48“, Führer Linienfliegersleutnant Glasling, Beobachter Seelabett von Fritsch, in Brand geschossen und vernichtet. Zwei Offiziere und fünf Mann der Besatzung wurden gefangen genommen.

Uniform abgelegt haben!“

Langsamer, leiser, wie beschämt, fuhr sie fort: „Er hat wohl irgendwo einen Besuch machen wollen. Vielleicht hat er gewünscht, daß er am nächsten Tage in die Schlacht kommen würde, und da hat er wohl noch schnell Abschied nehmen wollen.“

„Ja, hatte er denn außer den Kameraden Freunde in der Umgegend?“

Schmerzliche Ironie suchte um die Mundwinkel der jungen Französin, als sie entgegnete: „Kameraden? Glauben Sie, daß er sich für seine Kameraden verkleidet haben würde?“ Und nun kam es wie eine Klage aus ihrem Herzen heraus: „Der Besuch galt wohl überhaupt keinem Manne, sondern —“ sie ließ ihr Haupt auf die Brust sinken und vollendete im Flüsterton — „einer Frau.“

Die Geschwister wechselten wieder Blicke, in denen sich ihr intensives Interesse an den Mitteilungen der Französin ausdrückte.

„Aber wir glaubten“, nahm Flora das Wort, während sich eine flammende Röte über ihr Gesicht breitete, „daß sein Interesse Ihnen gehörte.“

Louise Bonnetain bewegte ihren brünetten Kopf lebhaft und seufzte.

„Ach nein!“ antwortete sie, „er war freundlich zu mir. Das war alles. Sein Herz gehörte nicht mir, sondern einer andern.“

Günther sah zu seiner Schwester hinüber.

„Hörst Du's? Glaubst Du, daß sie die Wahrheit sagt?“ las Flora in seinem Blick. Sie nickte still und auch der Ausdruck ihrer Augen gab eine bejahende Antwort. Dann sagte sie mit impulsivem Griff nach der Hand der jungen Französin.

„Aber Sie haben ihn lieb gehabt?“

Louise Bonnetain bejahte mit verschämtem Kopfnicken und Flora strich ihr sanft, mit einer fast liebevollen Gebärde über das dunkle Haar.

„Armes Kind!“ flüsterte sie dabei und drückte die Hand der Französin noch einmal herzlich, bevor sie sie wieder freigab.

„Sie glaubten also, daß sein Herz einer andern gehört hat?“ fragte sie weiter.

Louise Bonnetain antwortete mit einer bejahenden Geste.

„Sie wissen jedoch nicht, wem sein Interesse galt?“ forschte die Deutsche.

„Nein.“

„Aber welchen Grund haben Sie anzunehmen,“ griff Günther ein, „daß er überhaupt in jemand verliebt war?“

schraben ist. Aber da in der Tasche links befindet sich etwas, das —“ sie kam ins Stottern — „da — da habe ich doch gleich gewußt, daß Monsieur de Wallberg verliebt gewesen ist.“

Flora löste das Gummiband, das die Briestafche zusammenhielt, und klappte den linken Deckel auf. In großer Spannung griff sie in das hier angebrachte, aus starkem Papier bestehende Täschchen. Ein zusammengekniffenes Blatt fiel ihr in die Hand. Sie entfaltete es neugierig. Ein kleines Haarbüschel zeigte sich den erstaunten Blicken. Es waren feine, weiche Frauenhaare von hellbrauner Farbe.

„Ah!“

Flora reichte den Fund dem interessiert zugreifenden Bruder.

„Allerdings!“ jagte er. Aber dann kam ihm ein Bedenken.

„Egon kann doch die Haarlocke schon aus Deutschland mit in den Krieg genommen haben.“

Aber die Französin schüttelte lebhaft mit dem Kopf.

„Sehen Sie sich doch, bitte, einmal das Papier an, in das die Haare eingewickelt sind!“

Flora, die bisher dem Blatt keine Beachtung geschenkt, glättete das zerfütterte Papier, das mit Schriftzügen bedeckt



Landung australischer Truppen durch englische Transportschiffe an den Dardanellen.

Nach einer englischen Darstellung.

Die Französin blickte erstaunt auf. Die Frage erschien ihr offenbar überraschend und überflüssig.

„Das —“ sie atmete schwer und preßte ihre Hand mit einer unwillkürlichen, charakteristischen Geste auf die linke Brustseite — „das empfindet man, das fühlt man doch —“ ihre Brust hob und senkte sich stürmisch; aus ihren Augen sprach eine starke Empfindung; sie rang offenbar nach einem Ausdruck dessen, was in ihrem Herzen wogte und stürmte.

„Er wäre sonst nicht so unempfindlich gewesen für Ihren Liebreiz, für das Interesse, das Sie ihm entgegenbrachten?“ half Flora mit dem feineren weiblichen Verständnis ein. Die Französin nickte schmerzlich und verschämt. Plötzlich schien sie sich auf etwas zu besinnen, sie griff in die Tasche ihres Kleides und brachte eine elegante, in Leder gebundene, mit Goldschnitt versehene Briestafche zum Vorschein.

Flora stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus und griff hastig nach dem Büchlehen in der Hand der Französin. Ihre Blicke hefteten sich auf das mit Goldfäden gestickte Monogramm auf dem Deckel: „E. W.“

Eine heftige Gemütsbewegung erfaßte die junge Deutsche; ihr Blick trübte sich und ein paar Tränen tropften aus ihren Augen auf das Portefeuille nieder. Sie erkannte mit tiefer Ergreifung das Geschenk, das sie ihrem ältesten Bruder zu seinem letzten, im Vaterland verlebten Geburtstag gesendet hatte.

„Ich fand es in seinem Uniformrock,“ erklärte Louise Bonnetain. „Ich habe ja nicht lesen können, was darin ge-

war, und betrachtete es angelegentlich. Es waren französische Worte, ein paar Zeilen, die offenbar aus einem Brief herrührten, von dem die Spenderin der Haarlocke wohl ein Stück abgerissen hatte. Sie las den französischen Satz laut vor, während Günther aufmerksam zuhörte: — da ich mich im Traume viel mit Dir beschäftigte. Gestern Nacht träumte mir, daß ein Trupp Preußen Euch überfallen, daß sie Dich gefesselt und mit sich geführt hätten. Dann haben sie Dich an einen Baum gebunden und eine Anzahl Soldaten hatte auf Dich angelegt, aber im letzten Moment habe ich mich zwischen Dich und die Gewehre der Feinde geworfen. So vermischt sich die Wirklichkeit mit den Phantasiegebilden, die von der Sorge und Angst um Dich erzeugt sind. Aber die Preußen führen ja nicht mit Euch Frauen Krieg —“ Günther nahm seiner Schwester das Blatt aus der Hand und las es für sich noch einmal, jedes Wort prüfend. Resigniert schüttelte er mit dem Kopf.

„Daß die Haarlocke von einer Französin herrührt,“ meinte er, „scheint allerdings zweifellos. Aber leider geben die Zeilen sonst keinen Fingerzeig. Können die Worte von einem Vater, einem Gatten oder einem Bruder her und an welchem Ort befindet sich die Empfängerin? Diese Fragen bleiben ungelöst. Aber vielleicht gibt der weitere Inhalt Aufklärung.“

Er blätterte eifrig in dem Büchlehen, aber es fanden sich lediglich dienstliche Notizen. Jedenfalls waren Tagesbuchaufzeichnungen und dergleichen nicht darin enthalten. Nur ganz zuletzt fanden sich zwei Gedichte. Er überflog sie hastig. Es waren Verse, wenn auch einfach in der Form, die Egon offen-

bar unter dem frischen Eindruck des Erlebten und Empfun-
denen selbst verfaßt hatte. Louise Bonnetain erhob sich.

„Sie entschuldigen!“ sagte sie. „Mein Onkel wird schelten,
daß ich so lange ausbleibe.“

Günther und Flora standen gleichfalls auf. Beide waren
bewegt, beide empfanden warme Sympathie und aufrichtige
Dankbarkeit. „Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen,
eine große Freundlichkeit gezeigt, Mademoiselle Bonnetain,“
sagte Flora herzlich. „Wir wissen nicht, wie wir Ihnen danken
sollen.“

Sie warf einen Blick auf ihren Bruder, in dem die Frage
lag: wie können wir ihr unsere Erkenntlichkeit beweisen?

Er zuckte stumm mit den Achseln. Da kam der jungen
Deutschen plötzlich ein Einfall. Sie griff mit beiden Händen
nach dem Hals empor, um den sie an dünner Kette ein gol-
denes Medaillon trug. Sie hatte es einst von ihren Eltern
zur Konfirmation erhalten. Es war nicht besonders kostbar,
aber es war doch immer ein liebes, treues Andenken an ihren
verstorbenen Vater und an die schöne sorglose Jugendzeit ge-
wesen. Jetzt nestelte sie das bescheidene Kleinod von ihrem
Halse, drückte die Kapsel auf und hielt das geöffnete Medaillon
vor die überrascht Aufblickende.

„Ah!“

Der Französin schoß dunkle Blut ins Gesicht. Die Züge
des vermischten jungen Offiziers, zu dem sie, wie sie soeben
seinen Geschwister bekannt, während seines kurzen Aufent-
haltes in Chaulnes eine schwärmerische Zuneigung erfaßt hatte,
blickte ihr in wohlgetroffenem Bilde entgegen.

Flora von Wallberg hielt ihr den Schmutz hin.

„Ich bitte Sie,“ sagte sie herzlich, „dies Medaillon als ein
Zeichen unsres Dankes und zur Erinnerung an Egon anzu-
nehmen.“

Louise Bonnetain war so freudig bewegt, daß sie nur
stammelnd zu antworten vermochte.

„Aber ich — das kann — kann ich doch nicht — das ist
doch zu viel.“

Als auch Günther herzlich zustimmte: „Nehmen Sie nur,
Mademoiselle Bonnetain! Sie haben sich gegen uns so liebens-
würdig bewiesen, daß es uns ein Bedürfnis ist, Ihnen unsern
Dank zum Ausdruck zu bringen —“ da schob sie den Schmutz
mit strahlender Miene in ihre Tasche, um ihn zu Hause unter
dem Kleid um ihren Hals zu legen, damit es der alte Bonne-
tain nicht sähe.

Mit tiefer Nührung und Erschütterung lasen die Ge-
schwister die von dem Verstorbenen herrührenden Gedichte.
Daß er ein schwärmerisches Gemüt und ein leidenschaftliches
Temperament besessen, wußten sie, daß er aber seine Empfin-
dungen in poetisch gefärbte Reime ergossen hatte, war ihnen
nicht bekannt. Wenigstens hatte er ihnen nie etwas von seinen
Gedichten mitgeteilt. War es die Liebe gewesen, die ihn erst
zum Dichter gemacht? Danach mußte es wohl eine echte, tiefe
Leidenschaft gewesen sein. Daß er die Geliebte im Sturm er-
obert hatte, ging aus dem ersten Gedicht hervor:

„Ich frage nicht, ob ich Dich lieben darf,
Da uns ein Schicksal hart und feindlich scheidet;
Wer trägt es, wenn das Schwert des Krieges scharf
Das holde Band, das uns verknüpft, zerschneidet?

Rein, uns ist fern, was unsre Völker trennt;
Vergessen wir, wie sie voll Schlachtenmutes
Sich heut' bekämpfen! . . . Höher, heil'ger brennt
In uns die süße Sehnsucht unsres Blutes. —

So preis' ich jenen allgewalt'gen Drang,
Der uns geführt zu höchstem Menschenglücke,
Die starke Macht, die uns zusammenzwang,
Im letzten unbewußten Augenblicke.

Da hörten wir nicht auf der Zwietracht Auf
Und hörten nicht der Waffen Donnerhallen:
Der liebe Gott, der uns als Menschen schuf,
Er ließ auch unsre Herzen menschlich wallen.

Zu einer Flamme siegreich aufgelobt
War unsrer Liebe stürmisch Glücksverlangen
Und hell auffauchend über Not und Tod
Sieht ich in Blut und Rausch Dich heiß umfassen.“

Was sonst noch dem Gedicht entnommen werden konnte,
war, daß die Geliebte des Poeten eine Französin war und
daß sie der Stärke seiner Leidenschaft nicht hatte widerstehen
können.

Das zweite Gedicht war ebenso schlicht gehalten und ganz
von Schwermut und Todesahnung durchweht:

Die tiefste Ruh' rings um mich her,
Es schweigt das Schlachtgetümmel —
Manch brechendes Auge es sieht nie mehr
Den sternklaren Himmel.

Der Mond zieht herauf in bleicher Pracht,
Glänzt weit über die schaurige Kinde.
Schlaff wohl, ihr Brüder, zur ewigen Nacht
Auf hartem, kühlem Grundel . . .

Wie still ringsum, wie schaurig die Nacht,
Nur die Gräser sich neigen und wiegen,
Sie flüstern von neuer, blutiger Schlacht,
Von neuen Kämpfen und Siegen.

Sie flüstern von Dir, die Du mir so fern,
Mein denkst in Wangen und Grauen —
Noch leuchtet, mein Lieb, der Hoffungsstern:
Ob wir uns wiedersehen?

Als sonstiges Resultat des Besuches der schönen Louise
Bonnetain war die fast absolute Gewißheit zu verzeichnen, daß
es eine private Angelegenheit gewesen, in der Egon am
17. Januar Chaulnes verlassen hatte. Allem Anschein nach war
es eine Liebesaffäre gewesen, die ihm das Leben gekostet. Ob
ein Akt der Rache und Eifersucht, vielleicht eines betrogenen
Ehemannes oder eines chauvinistischen Deutschenhassers vorlag,
oder ob der Unglückliche während seines Ausflugs feindlichen
Soldaten, vielleicht Franktireurs, in die Hände gefallen war,
das war ein Geheimnis, das schwer zu ergründen sein würde.
Aber die Geschwister waren fest entschlossen, alles daran zu
setzen, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Daß ihn der Tod nicht in Chaulnes ereilt hatte, und daß
sie hier kaum weiteres in Erfahrung bringen würden, erschien
ihnen als sicher. Der Gegenstand seiner Neigung, die ihn ins
Verderben geführt zu haben schien, daß er seinen Besuch zu
Pferde abgestattet hatte oder abstatten wollte, deutete mit
Sicherheit darauf hin. Da Louise Bonnetain nicht die geringste
Aufklärung über die unbekannte Französin, die die leiden-
schaftliche Liebe des jungen Offiziers erweckt, hatte geben
können, so war ohne weiteres klar, daß irgendwelche andere
Persönlichkeit in Chaulnes noch weniger in der Lage war, über
diese Frage Mitteilungen zu machen. Es blieb also nur übrig,
in den früheren Quartierorten des Regimentsstabes Nach-
forschungen anzustellen. Die beiden letzten Quartiere des Ver-
mischten waren Schloß St. Rémy bei Balincourt und das Städt-
chen Nesle gewesen. Das Erstere gehörte, wie die Geschwister
aus Egons letzten Briefen wußten, einem französischen Oberst
de St. Aulaire, der den Feldzug in Mac Mahons Armee mit-
gemacht hatte. Den Besitzer hatte Egon also nicht kennen ge-
lernt, sondern nur seine Tochter, die sich während des Krieges
unter dem Schutze einer älteren Gesellschafterin im Schlosse
aufgehalten hatte. Während des ersten Teils des Krieges war
auch die Mutter der jungen Dame im Schlosse zugegen ge-
wesen; sie war schon Anfang Oktober gestorben. Ueber die
beiden Damen, die den einquartierten Offizieren die Honneurs
des Schlosses gemacht, hatte Egon nur wenig mitgeteilt, ja er
hatte sich damals, da er dienstlich sehr in Anspruch genommen
war, fast ganz auf kurze Postkarten beschränkt. Das noch junge
Fräulein hatte sich ebenso wie ihre Gesellschafterin sehr zurück-
haltend gezeigt und war mit den beiden Offizieren, dem Oberst
und Egon, die im Schlosse ihr Quartier hatten, fast nur bei
den Mahlzeiten zusammen getroffen. Egon hatte in dem
Schlosse nur 14 Tage gelegen. Daß er unter diesen Umständen
zu Fräulein de St. Aulaire innigere Beziehungen angeknüpft
hatte, die so leidenschaftliche Verle und einen nachträglichen
geheimen Besuch hätten veranlassen können, mußte wohl als
ausgeschlossen gelten. Eher erschien es möglich, daß ihm die
Gattin des Notars Monsieur Renaudin in Nesle, bei dem er
drei Wochen in Quartier gelegen, gefährlich geworden war.
Verschiedene Mitteilungen in Egons Briefen ließen das sogar
als wahrscheinlich erscheinen. Er hatte sie geschildert als eine
sehr lebhaft, etwas kokette junge Frau und den Herrn Notar
als phlegmatischen, zwanzig Jahre älteren Herrn. Beide
hätten sich den Offizieren gegenüber als sehr zugänglich und
liebenswürdig bewiesen und sie hätten manche interessante
Stunde in Gesellschaft ihrer freundlichen Quartiergeber
verlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Frau Thora von Gerden kramte auf ihrem Geburtstagstisch herum. Es war still hergegangen gestern — Gott sei Dank!

Die Männer, Brüder, Vettern und Freunde waren alle draußen im Westen und im Osten, und nur die Frauen waren gekommen. Ernster, sorgenvoller, ohne reiche Gewänder, und ohne all das laute Gebahren, das die Menschen glauben annehmen zu müssen, um sich und andere zu vergnügen.

Und dann waren sie alle wieder zeitig gegangen. Es war mit dem Nachhausekommen jetzt nicht so bequem, und — wozu bis in die Nacht hinein zusammenhocken und vom Krieg sprechen, und immer wieder Krieg, nichts als Krieg! Gestrichelt hatten sie auch alle, Strümpfe, Strümpfe, nichts als Strümpfe, die immer wieder noch gebraucht wurden, lange noch — wer weiß, wie lange noch!

Wie alljährlich hatten sie hübsche Gaben gebracht: Kunstgebrauchsgegenstände, nicht beängstigend kostbar, aber von Geschmack und praktischer Nützlichkeit zugleich. Es war so in der Familie, über Geschenke nachzudenken.

Thora ließ alles noch einmal durch ihre Finger gleiten und freute sich daran — nicht mit dem Herzen, aber mit dem altgewohnten Wohlgefallen an den kleinen Daseinsseitenteilen.

Was war denn sonst ihr ganzes Leben? Kleine befriedigte Eitelkeiten: ein bißchen Goldglanz nach außen — ein freundlich-aufgedrungenes Daseinsbehagen! Damit schloß die Welt in erstarrtem Lächeln ab über der großen inneren Leere und Einsamkeit —

Leni Asten, die gestern verhindert war, sprang auf ein Stündchen herauf.

„Ach, herrliche Sachen hast du wieder bekommen, Thora! Ich schäme mich ordentlich mit meinem Tellerdeckchen...“

„Du weißt, ich freue mich aufrichtig darüber, Leni, jedes ist ja ein kleines Kunstwerk, wie alles, was deine lieben Hände vollbringen.“

„Ach, und dein Mann, er überhäuft dich geradezu — jedes Jahr wird's mehr!“

„Ja — wir sind jetzt rund acht Jahre verheiratet, also sind es achterlei Dinge. Nächstes Jahr werden es neumerlei sein, und so fort — wenn wir's erleben!“

„Du bleibst hart gegen ihn, Thora.“

„Ich, hart?!“ Die junge Frau lachte ihr starres Lächeln.

„Doch, du bist hart mit ihm. Du kannst es ihm immer noch nicht vergeben, daß er das reiche Mädchen in dir geheiratet hat! In all den acht Jahren hast du's ihm immer noch nicht vergeben können! Mein Gott, fast alle Männer gehen nach Geld — wie die Welt heute ist, müssen sie es doch auch wohl... Aber du weißt doch ganz gewiß, daß du auch ein so hübsches Mädchen warst und immer noch unverändert bist, daß er dich mindestens zur Hälfte um deiner Schönheit willen geheiratet hat.“

„Ja, warum nicht?! Doch warum zerbrichst du dir plötzlich um uns den Kopf, liebe Leni?“

„Es zerbrechen sich mehr Leute um euch zwei den Kopf! Zwei besondere Menschen wie ihr, von allen Lebensreizen umflossen, und doch nie glücklich gewesen! Es ist so seltsam — man möchte so gern dahinter kommen, möchte helfen!... Hör' mal... ja, er spielt! Temperament hat er — Künstlerblut durch und durch!“

„Ja — vielleicht wäre er als Musiker glücklicher geworden!“

„Meinst du, daß er das ist, Thora?“

„Ich weiß es nicht!“

„Uebrigens um diese Zeit? Da war er doch sonst im Büro.“

„Die Rechtsanwälte haben jetzt reichlich Ferien! Zudem — er ist einberufen. In acht Tagen ist er fort, in wenigen Wochen im Feld!“

„Ich denke, er hat nicht gedient?“

„Nein! Er war damals zu schlank aufgeschossen, es waren reichlich Einjährige vorhanden — sie nahmen ihn nicht, so sehr er sich bemüht hat, zu den Mannen zu kommen.“

„Und jetzt...?“

„Jetzt ist er felddiensttüchtig. Zum Kämpfen und Fallen taugt jeder.“

„Und nun muß er als einfacher Wehrmann...?“

„Ja, als ganz einfacher Landsturmman muß er nun mitgehen!“

„Das ist hart für dich!“

„Für mich?“

„Eure ganze Verwandtschaft ist Offizierstand — in höheren Chargen sogar —“

„Daher...? Das sieht mich nicht an! Aber es tut mir leid um ihn. Seinen Lebensgewohnheiten wird die Chargenlosigkeit sauer ankommen. Sonst — Tausenden geht es wie ihm!“

„Geht er denn gern?“

„Ich glaube, ja! Natürlich nicht wie ein Kriegsfreiwilliger von achtzehn Jahren! Aber er weiß, es gilt das Vaterland und seine Ehre, und da tut er stolz und freudig mit!“

„Wer weiß, Thora — vielleicht sucht er den Tod! Man sieht's ihm doch an, glücklich ist er nicht.“

„Vielleicht...!“ sagte die junge Frau mit starrem Lächeln auf den Lippen.

„Schrecklich ist es! Schrecklich die ganze Zeit!“

„Und doch — sie macht uns langsam wieder zu Menschen, die mit sich selbst etwas abzurechnen haben! Diese Zeit fliegt nicht über unsere Köpfe hinweg — sie zieht stiller ihre Straße — sie bleibt oft stehen und schaut auch rückwärts, als säne sie über all das nach, woran sie vorüberzog! Da tun sich lautlos viele, viele Türen auf, die rostend in den Angeln ruhten — da stäuben Lichtwolken über weite leergeglaubte Räume, daß sie bunten Inhaltes voll erscheinen. — Das bringt so viel Wärme in diese Tage der Trauer und Schrecknisse...“

Leni stand gebückt, beide Hände flach auf den Geburtstagstisch gestemmt und sah starr ins Nichts.

War das ein seltsames Menschenkind, diese Thora! Was spukte in ihr herum, die sich der Welt so kühl wie der ewig lächelnde Mond gab? In ihrem eigenen tiefsten Innern standen wohl Türen angelweit auf, in die goldene Lichtwolken aus- und einströmten — und jemand suchten, über den sich ihre warme Sehnsuchtsfülle gießen durfte! Und zwei Räume von ihr getrennt tobte der Mann seine Leidenschaft auf dem Flügel aus... und diese Zwischenräume blieben leer, dunkel und warmelos. Wie seltsam, wie sehr seltsam!

Nun mußte dieser Mann in den Krieg, vielleicht dem Tod in die Arme — und das Eis zwischen den beiden war nie geschmolzen, niemals!

„Thora, es tut mir leid, deinen Mann zu stören, aber Vater hat mir einen Auftrag an ihn mitgegeben, wegen der Pächtereien — du weißt ja...“

„Das wird ihn nicht stören! Der alte Justizrat kommt auch morgen zurück — der muß die Sache zu Ende führen — Georg kann doch jetzt nicht...“

„Ich soll's ihm aber sagen — er vermittelt da besser —“

„Also störe ihn ruhig — er nimmt es dir nicht übel!“ —

Leni Asten hatte dreimal an die Tür geklopft, ehe der Freiherr von Gerden sein Spiel abbrach und antwortete.

„Ah, sieh da, Fräulein Leni — was bringen Sie denn Schönes?“ Ein kleines Weiskner Service stand auf dem Tisch — der Kaffee war nicht angerührt.

Leni Asten entledigte sich ihres Auftrages. Dann fragte sie: „Haben Sie Ihren Kaffee ganz vergessen?“

„Allein schmeckt mir's nicht!“

„Aber warum trinken sie denn allein?“

„Meine Frau denkt wohl, es ist mir lieber so! Ich bin auch sonst um diese Zeit nicht hier.“

„Wie sonderbar! Wir haben eben drüben getrunken und lieb geplaudert — warum kamen Sie denn nicht herüber?“

„Man hat mir nichts gemeldet, und — warum soll ich stören, wenn man mich nicht wünscht!“

„Also aus euch beiden werde der Teufel klug!“ rief Leni aufrichtig empört.

Dr. Gerden hob die Schultern ein wenig und zündete sich lächelnd eine Zigarette an.

„Geben Sie mir auch mal eine — ich muß meine Nerven besänftigen.“

„Das ist prachtvoll von Ihnen, ich hab's so gern, mit 'ner Dame eins zu rauchen — es plaudert sich so zwanglos und gemütlich; man wird schnell warm dabei!“

„Thora mag das nicht!“

„Nein, Thora mag es nicht! Dafür kann sie nicht. Es ist ja auch weiter keine Notwendigkeit, daß Frauen rauchen. Aber so mal in stimmungsvoller Gemeinschaft — na, kurz, ich hab's gern!“

„Was spielten Sie da eben? Es war schön, heroisch, marschartig — ich kann mich aber nicht besinnen...“

„Es hat Ihnen gefallen?“

„So viel ich durch all die Türen in mich aufnehmen konnte, schien's mir wundervoll!“

„Das freut mich. Sie sind der erste Mensch, der da zugehört hat! Es ist ein Marschlied. Es hat mir vom ersten Kriegstage an in den Gliedern gelegen!“

„Von Ihnen...? Seit wann komponieren Sie denn?“



Markt im Liptauer Komitat in Ungarn. Nach dem Gemälde von Ludwig Ebner.

„Selt langem schon — aber bisher immer nur Kammermusik.“
„Ja, richtig, im vorigen Winter wurde mal ein Trio von Ihnen
gespielt. Es gefiel uns allen außerordentlich, aber dann hat man
nie wieder davon gehört. Und jetzt machen Sie Kriegslieder?
Der Kriegstaumel hat die ganze Welt redselig gemacht! Sind es
viele?“

„Gerade acht!“

„Auf jedes Ehejahr eins!“ lachte Leni. „Kennst Thora sie?“

„Nein! Sie sind ja auch kaum erst vier Wochen alt. Es soll
meine Hinterlassenschaft an Thora sein!“

„Hinterlassenschaft...“

„Ja! Wenn ich nicht wiederkomme, soll sie doch etwas zum
letzten Andenken haben!“

„Von wem sind die Texte?“

„Auch von mir! Ich bitte Sie aber, kein Wort davon an
meine Frau zu verraten — Hand darauf!“

Leni Asten gab ihm die Hand und trat dann an den Flügel:
„Darf ich mal hineinsehen?“

„Bitte.“

Leni las eine Weile begierig in den Texten. Dann stockte sie
und las laut vor sich hin:

Und sieh — es öffnet sich das Tor —
Es löst das Herz sich lastbefreit —
Ein Quell rauscht sonnenbestäubt hervor,
Voll holder Botschaft — fernenweit.

Leis zögernd streckt sich meine Hand
Nach deinem blonden Wellenhaar — —
Und — fall' ich jetzt im fremden Land,
Ich weiß doch, daß es einmal war!

„Wie merkwürdig — auch Thora hat eben etwas gesagt von
offenen Türen und sonnenbestäubten, bisher leeren Räumen und ...
Sollte sie doch einen Einblick...“

„Das ist unmöglich —“ sagte Georg von Werden schnell. Leni
schien es, als wäre sein Gesicht blässer und hagerer geworden, seit
sie die Verse laut gelesen.

„Sie — Sie lieben Thora...?“

Werden antwortete nicht.

„Und — Thora hat das nie erfahren? Sie haben sie in dem
Glauben gelassen, daß nur ihr Reichtum... Wissen Sie, daß das
eine Sünde ist, Doktor — eine gar nicht gut zu machende Sünde
an ihr und — an sich selbst?“

Werdens Ton wurde hart: „Ich habe Thora ihres Geldes
wegen geheiratet, und sie mich, weil sie sich mit ihrer Stiefmutter
nicht stellen konnte, weil ich eine siebenzadige Krone führe und —
weil ich ein begehrter Mann war, der in der Gesellschaft eine gute

Figur machte! Wir sind also quitt mit einander — vollständig
quitt!“

„Wie kommen Sie denn darauf?“

„Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, als sie ihrem Vetter
Malten lachend ihre Verlobung mit mir verkündete. Ich stand noch
im Vorzimmer und löste das Seidenpapier von den ersten Rosen,
die ich ihr als Bräutigam bringen wollte. Mir war's recht so!
Dieses Bekenntnis gab die Richtschnur für unsere Ehe, und — so
ist es zwischen uns geblieben! Was wollen Sie — es war immer
eine vornehme, tadellose Ehe!“

„Und nun dichten und komponieren Sie Kriegslieder, damit
Ihre Frau, mit der Sie durch Jahre innerlich wie durch Mauern
getrennt lebten, etwas Persönliches von Ihnen zurückbehält, wenn
Sie jetzt in Feindesland Ihr Leben lassen müssen? Aber das ist
ist ja der helle Wahnsinn! Und so wollt ihr nun auseinander-
gehen?“

„Durchhalten bis zum Schluß!“ sagte Werden bitter.

„Aber Sie lieben sie doch?“

Statt der Antwort setzte Werden sich an den Flügel und spielte
und sang:

Und sieh — es öffnet sich das Tor —

Wie ein besfreiendes Aufjubeln klang es. Aber bei der zweiten
Strophe brach er ab — beugte sich über die Tasten und stöhnte in
sich hinein.

Leni Asten hielt sich die Ohren zu und lief ratlos davon.

Doch eine andere Tür öffnete sich leise, hinter der Thora schon
lange gestanden hatte. Als hingen ihr Gewichte an den Füßen,
schlich die junge Frau zum Flügel, legte ihre beiden Hände auf ihres
Mannes Schultern und sagte mühsam und weich: „Georg!“

Werden wandte sich jählings um, verwirrt — er begriff nicht.

Thoras Augen leuchteten auf. „Georg — acht Jahre haben
wir nichts von einander gewußt. Aber — wir haben noch acht
Tage Zeit —. Ich habe dich all die acht Jahre geliebt — mit
todtraurigem Herzen geliebt... Wir haben noch kurze acht Tage
Zeit, die langen acht Einsamkeitsjahre vergessen zu machen — wollen
wir sie nützen? Laß mir nicht die Lieder — laß mir dich! Was
dann auch kommen mag, ich weiß: es war! Ich kann dich durch
nichts mehr verlieren — nie mehr! Sollen wir uns unsere Schuld
vergeben...?“

Da griff Werden mit beiden Händen nach dem blonden Kopf
und zog ihn nieder an seine Brust. Beide sagten kein Wort. Sie
hielten sich umschlungen und weinten — weinten sich in ein
lachendes Glück hinein.

Das Glück währte bis zur letzten Minute dieser acht Tage, und
dann ging Werden, Blumen an Helm und Brust, als einfacher
Wehrmann, stolz und lachend, und froh bereit, für das Vaterland
zu sterben — wenn es sein mußte.

Gescheitert.

(Fortsetzung.)

Roman von Viktor Helling.

(Nachdruck verboten.)

In langen Reihen standen die angezeigten Pferde. In den
Radergassen tummelten sich die Dragoner und hingen den Tie-
ren die Ferkelbeutel um. Sonst postierte sich das Trompeter-
korps um diese Zeit vor dem Offizierszelt, aber heute durfte
kein Spiel gerührt werden. Bis zum nächsten Mittag sollte
alles kriegsmäßig verlaufen. Dann war ein Kasttag vorge-
sehen, um den Pferden eine Erholung zu gönnen. Jede Schwa-
dron hatte schon eine stattliche Zahl von Schponpferden. Sie
hatten tüchtig ausgreifen müssen die letzten Tage, ehe man die
Führung mit der blauen Nordpartei gewann. Und auch nachts
waren sie nicht zur Ruhe gekommen.

Das einfache Mahl im Offizierszelt vereinigte trotzdem
den großen Teil des Offizierkorps bei angeregter Stimmung.
Daß einigen das Los blühte, noch in der Nacht auf Patrouille
zu müssen, ließ sich nun einmal nicht vermeiden, das war Sol-
datenlos.

Aber Goh von Reichenhausen hatte ein schiefes Gesicht ge-
schnitten, als er mit Oberleutnant der Reserve Kinde zur Er-
kundung einer Brückenstelle gegen Abend fortgemußt hatte.
Er trat mißgelaunt an die Tete des Zuges.

Daß ihm das gerade passieren mußte! „In Ansehung der
Wichtigkeit“ hatte der Oberst gesagt, „älteren Offizier — be-
sondere Gelegenheit zur Auszeichnung.“ Für Goh war es
weniger eine Auszeichnung, er empfand es lediglich als eine
Schikane.

Er ritt schweigend in die Nacht. Ein Bizewachtmeister mit
der Karte und der elektrischen Taschenlampe trabte voraus.

Auf den Mann war Verlaß. Goh konnte mit Ruhe seinen Ge-
danken nachhängen. Er spann Zukunftsträume. Nach dem
Manöver würde er sich zunächst ein paar Tage erholen. Das
war sich der Mensch schuldig. Vielleicht eine Woche Berlin.
Ein anständiges Hotel und anständige Küche. In Berlin gab
es immer die besten Säfen für den Luxus und das Vergnügen.
Und anschließend daran würde er Aita auffuchen, diesmal wirk-
lich Aita. Die Sache konnte ja nicht scheitern.

In der Ferne krachten Schüsse. Im Galopp kam der Bize-
wachtmeister Meinhold zurück.

„Brückenstelle von abgeessener Schwadron besetzt!“ mel-
dete er.

„Na, dann nicht!“ sagte Fedor. „Ausbiegen! Geben Sie
die Karte her, Meinhold. Oberleutnant Kinde mag zurück-
reiten und melden.“

Vorsichtig zog sich der Zug an dem Uferdamm entlang.
Einen Augenblick wurde es taghell. Eine Leuchtpistole war
vom Gegner abgefeuert. Nun folgte sofort ein prasselndes
Schnellfeuer. Goh von Reichenhausen ließ kehrt machen und
in Windeseile jagten die Aufklärer durch das Dunkel.

Und um dieselbe Stunde jagte durch das pommersche Land
der Expres, der Aita von Felsen, der soeben Fedors Gedanken
gegolten, nach Falkitten führte.

Und auf dem unruhigen, schüttelnden Ruhelager vor ihr
lag eine weinende Frau. Ein Schwächeanfall hatte Gilda Rei-
chenhausen aufs Krankenlager geworfen. Die letzten Tage und
Nächte waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Ihr Ge-

sicht war furchtbar abgemagert, ihre lieblichen Züge entstellte. Immer von neuem wurde sie von Weindrümpfen geschüttelt. Und plötzlich war eine tiefe Sehnsucht über sie gekommen, ins Elternhaus zu eilen. Ihre Trostlosigkeit fand nur dies eine Ziel. In den stillen Zimmern von Schloß Falkitten würde niemand ihre heißen Tränen sehen als die Mutter, die dort einsam hauste. Es war, als ob ein lange versiegter Born wieder aus verborgenen Quellen rauschte. Mit den heißen Tropfen, die ihre Wangen benetzten, war die lang unterdrückte Kindesliebe wieder zum Durchbruch gekommen. Eine Ahnung, daß die einsame stolze Frau, die dort wohnte, die einzige sein würde, bei der sie jetzt ihr reuiges Haupt in den Schoß legen durfte, lebte in ihr auf. Ihrem Manne konnte sie nicht unter die Augen treten.

„Alles hab' ich geopfert, alles . . .“

Asta von Felsen wich nicht von ihrer Seite. Sie blieb bei der still in sich Weinenden, sie leitete die Reise.

Nach einer Fahrt, die nicht enden wollte, langte sie mit der Kranken Freundin auf Station Fürstenwaldau an.

Gräfin Ursula war mit der altmodischen Kalesche an der Bahn. Wortlos umschlang sie die Tochter und Gildas Schmerz löste sich aufs neue in Tränen.

Da wurden auch die klugen, verstehenden Augen der Mutter feucht.

„Mein Kind,“ sagte sie, „meine arme Gilda!“ Ein heißes Seufzen durchzog zitternd Gildas Brust. Schluchzend und mit einem starren Lächeln blickte sie in die wehmütig erfahrenen Augen der Mutter.

Frau Asta blieb nur wenige Stunden auf Schloß Falkitten. Sie wartete das Eintreffen des Sanitätsrates ab, der dasselbe feststellte und anordnete wie der Arzt in Heiligendamm. Dann schied sie; ihre schwere Mission war erfüllt. Sie war dazu ausersehen gewesen, der Freundin den herbsten Schmerz zuzufügen zu müssen. Aber sie wußte, daß es dieses Schmerzes bedurfte, daß nur auf die Art Gilda zu retten war.

Wenn der schwerste Schmerz und die Krankheit der letzten Tage vorüber sein würden, dann würde Gilda genesen sein von einer anderen schweren Krankheit, die sie gefangen gehalten, geblendet, berauscht und elend gemacht hatte.

Und das würde ihr Heil sein.

23.

Die Herbstsonne hatte nach mehreren Regentagen über dem Paradeselde gelegen, wo die Kompagnien, Schwadronen und Batterien vor dem höchsten Kriegsherrn defiliert waren.

Die Graf-Schliß-Dräger hatten auch vor Majestät gut bestanden. Oberst Dürr hatte dem Regiment das kaiserliche Lob überbringen können. Es war sein letzter Dienst, den er dem Regiment leistete, das unter seiner Führung stets so gut abgeschnitten hatte: Der letzte Manövertag hatte ein lang erwartetes, vielseitiges Militärverordnungsblatt gebracht, und Oberst Dürr war mit der Führung der schwarzen Husarenbrigade in Rangfuhr betraut worden. Das Regiment übernahm Graf Colmar, der bisher irgendwo im Gardekorps gestanden hatte.

„Kennen Sie ihn?“ fragte man sich gegenseitig. Das war immer die erste Frage. Ein Kommandeurwechsel war keine Kleinigkeit, das war etwas Einschneidendes, Folgenschweres.

„Er gilt für arbeitsam und eisern,“ sagte ein Generalstabler. „Ich habe unter ihm zu tun gehabt.“

„Junggeselle,“ meinte ein anderer. „Der wird Sie auf den Trab bringen, Minheers.“

„Als ob wir das nicht schon wären! Bei allem Gefühl pietätvoller Achtung, das wir von dem guten Dürr haben, in Frieden konnte man sich nicht eben wiegen.“

„Das sollen Sie ja auch gar nicht.“

„Jedenfalls außerordentlich angenehm, daß wir wieder einmal einen Mann von Namen haben,“ meinte Charlie Brandenberg.

„Sie sind doch unverbesserlich!“

„Ne, erlauben Sie, lieber Pleßberg, das ist sogar sehr wertvoll. Dürr nahm jeden Menschen. Müllers ist von ihm direkt bevorzugt worden, Büllmann ist auf Konto der Beurteilung, die ihm Dürr gegeben hat, glatt zwei Jahre vorpatentiert worden. Im Oktober treten drei neue Fahnenjunker ein, die er angenommen hat — sämtliche drei sind bürgerlich. Mit so was wird, denke ich, Colmar endgültig aufräumen.“

„Was das betrifft,“ sagte der Generalstabsoffizier, der schon vorhin die Auskunft gegeben hatte, „so fürchte ich, daß Sie sich schneiden. Graf Colmar hat einen weiten Blick, und in Standesanschauungen ist er ganz und gar nicht befangen.“

„Da haben Sie's, Gog. Sie hatten uns doch das Gegenteil prophezeit, wenn ich nicht irre. Sie sagten, wenn Dürr erst eine Brigade hätte, dann würde der Wind bald umschlagen.“

„Lieber Lipinsky, ich kann Ihnen nur sagen: mir ist das mit der Zeit gleichgültig geworden. Ich habe mir's langsam abgewöhnt, mich darüber aufzuregen, daß Krethi und Plethi ihren Einzug bei uns feiern und man den Vorzug genießen darf, mit Söhnen von Kossmichs in einem Regimente zu stehen!“ — „Oho!“

„Nicht verlegen Ihre Worte,“ sagte dann Oberleutnant Müllers. „Aus früheren Gesprächen weiß ich, daß es Ihnen nicht unbekannt ist, daß ich aus einer Kaufmannsfamilie stamme, und ich bin stolz darauf.“

„Tun Sie das, bitte, wenn es Ihnen beliebt.“

„Herr von Reichenhausen, ist das Ihr letztes Wort?“

Fedor suchte, statt jeder Antwort, nur mit den Schultern. Er konnte um kein Haar breit anders. Aus purer Opposition und in seinem Eigensinn, in den er sich verbohrt hatte, konnte er nicht nachgeben.

Pleßberg, Lipinsky und Kinde suchten sofort die Sache ins Harmlose zu ziehen, aber die weiteren Worte des unerquicklichen Austritts verschlangen die lauten Signale, die zum Aufsitzen und zum Einrücken bliesen. Es war hergebrachte Sitte, daß am letzten Manövertag die erlösenden Signale, die für den einen Teil der Mannschaften nichts anderes bedeuteten, als daß die aktive Dienstzeit nun beendet sei, mit aller Kraft der Rungen weitergegeben wurden. Ein Lärmen, Schreien und Gurrarufen wogte minutenlang durch die Reihen. Mit Blitzeseile schwang sich alles auf die Pferde.

Als das Getöse verhallt war, stand nur noch Oberleutnant der Reserve Kinde neben Fedor. Kinde sah seinen Eskadronsführer verlegen an.

„Tut nichts,“ sagte Fedor, der noch immer den Gelassenen spielte, „so 'ne kleine Lektion ist manchmal ganz am Platze.“

Bernhard Müllers aber begab sich, als man in Neuburg anlangte, das so friedlich und freudig der Rückkehr seines Regiments wartete, und dessen Häuser mit den deutschen und preussischen Fahnen geschmückt waren, sofort zu seinem Ehrenrat.

Die Herren traten noch denselben Abend unter dem Vorsitz von Rittmeister Wagner zusammen. Am nächsten Morgen überbrachte Deef, nachdem jede Vermittlung ausgeschlossen war, an Fedor eine Forderung auf Pistolen.

Brandenberg übernahm die Rolle als Fedors Sekundant.

Aber für Fedor stand noch eine schlimmere Ueberraschung bevor. Im Regimentsgeschäftszimmer fand hinter verschlossenen Türen eine geheime Aussprache statt. Der neue Kommandeur, Graf Colmar, schritt in sichtbarer Aufregung mit großen Schritten auf und ab und vor ihm stand kein anderer als Rittmeister Egon von Reichenhausen-Rittmarshausen.

24.

Anfangs war es mit Gilda schlecht in Falkitten gegangen. Der Sanitätsrat hatte von einer Gehirnentzündung gesprochen. Gräfin Ursula verließ das Krankenzimmer nicht, zu dem niemand Zutritt hatte als Cilly, die der Gräfin geräuschlos Handreichungen tat.

Drei Tage hatte Gilda in wildem Fieber gelegen. Ihr Bewußtsein war getrübt. Ihr gequälter Körper lebte in beständiger Schmerzempfindung.

Ein eifiges Berstommen war über sie gekommen nach den Tränen, die sie tagelang geweint. Apathisch lag sie stundenlang in den weißen Kissen. Ob auch ihre Seele erlösen war?

Nein, Gildas Seele lebte. Lebte einzig der brennenden Qual, der schmerzenden Reue, der tödlichen Angst . . .

Allmählich besserte sich ihr Zustand. Der Sanitätsrat atmete auf und erklärte, daß alles gut ablaufen werde. Die Krisis sei überwunden. Aber es vergingen wieder Tage.

Egon hatte sofort telegraphiert, daß er nach Falkitten eilen werde. Es kostete Gräfin Ursula keine geringe Mühe, den Schwiegerjohn zu bewegen, von seinem Vorhaben abzugehen. Der Arzt, telegraphierte sie, habe die Genesung Gildas davon abhängig gemacht, daß kein Mensch Gilda besuchen dürfe.

Seitdem schickte der Rittmeister täglich Blumen, die letzten waren purpurne Rosen, die der Herbst schenkte. Seine Briefe zeigten der Gräfin, in welcher erschütternden Erregung er diese Tage durchlebte.

Eines Morgens, nach einer der ersten ruhigen Nächte, fiel Gildas Blick auf die Blumen. Sie fühlte, von wem sie kamen. Bitternd strichen ihre schlanken, weißen Finger über die Rosen. Sie hatten die Purpurfarbe der vierten Schiefer. Und ihr Mund formte lautlos, dem suchenden Blick der Mutter dennoch vernehmbar, den Namen des Gatten. (Fortsetzung folgt.)

Rezepte zur Verwendung von Gurken.

Zuckergurken. Große reife, d. h. gelbe Gurken werden geschält, von Mark und Kernen befreit, in kleine appetitliche Stücke geschnitten und in ganz schwach gesalzenem Wasser halbgar gekocht. Dann schöpft man die Gurkenstücke heraus, legt sie zum Abtrocknen auf ein Tuch und bereitet inzwischen folgende Brühe: Auf 5 Pfund abgekochte Gurken rechnet man $\frac{3}{4}$ Liter guten Essig, $1\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, eine Stange Zimmt und ein Duzend Gewürznelken. Wenn man diese Mischung gut gekocht und geschäumt hat, legt man die Gurkenstücke hinein und läßt sie völlig gar kochen. Hierauf packt man sie in weiße Gläser, läßt den Zuckersyrup noch etwa ein Viertelstündchen weiter kochen und gibt ihn kochend über die Gurken. Man achte jedoch darauf, daß das Gewürz vorher entfernt wird, da sowohl die Nelken als der Zimmt dunkle Stellen in den Gurken verursachen, wodurch diese ein unappetitliches Aussehen bekommen.

Gurkengemüse. Die in Scheiben oder Stücke zerschnittenen Gurken werden in zerlassener Butter nebst einer bis zwei gehackten Zwiebeln weich gedämpft. Dann streut man Mehl darüber und gießt ungefähr einen Liter saure Sahne hinzu, kocht die Gurken noch ein Weilchen damit durch und richtet sie zu Hammelbraten an. Wenn man außer der Sahne noch einen bis zwei Löffel Hammelbratentunke an das Gemüse tut, wird man seinen Wohlgeschmack noch bedeutend erhöhen.

Gurken-Frikassée. Die in Scheiben geschnittenen Gurken werden in etwas Essig nebst einer Prise Salz halbweich gekocht und dann auf einem Siebe abgetropft. Dann schmilzt man sie in etwas zerlassener Butter durch, streut einen Löffel feines Mehl darüber, füllt eine Schöpfkelle leichte Brühe dazu, gibt Salz und Pfeffer daran, läßt sie unter öfterem Schütteln der Kasserolle ganz weich werden und zieht zuletzt das Frikassée mit zwei in etwas frischer Sahne verquirlten Eidottern ab.



Oesterreichische Infanterie in einer rasch aufgeworfenen Deckung, dahinter die Verbandstelle, an der Verwundete die erste Hilfe finden.



Generalleutnant v. Lubendorf, Hindenburgs Generalkasschef.



Die Durchschlagskraft des deutschen Gewehrgeschosses. Eine englische Aufnahme zeigt uns hier, wie eine deutsche Gewehrslug in die Patronentasche eines englischen Soldaten gefahren ist, dort in einem Geschosrahmen vier Patronen durchbohrte und in den letzten beiden stecken blieb.

Zur Rückkehr der „Emden“-Mannschaft. Kapitänleutnant v. Müde wird auf einer türkischen Bahnstation von der Bevölkerung begrüßt.

